



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Das stille Leben in den polnischen Wäldern.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Das stille Leben in den polnischen Wäldern.

Die Wälder Polens sind seit Jahrhunderten ein Gegenstand so großen deutschen Graues, daß sie sogar in die alten Fabelsprüche gedrungen sind. Als ich ein kleiner Knabe war, stand noch im Bilderbuch: „Der Polenwald gar finster ist, der Bär darin den Jäger frißt.“ Nun läßt sich zwar nicht leugnen, daß die Bestialität in den Wäldern des gestorbenen Königreichs in vielfachen Gestalten ihr Wesen treibt, indeß war die Sache wahrscheinlich nicht so schrecklich, als man anzunehmen liebte. Einer Schilderung aber ist das Waldleben doch werth.

Polen ist zum Theil arm an Waldungen, und in einigen Gegenden der westlichen Hälfte, des sogenannten Großpolens, ist der Holzmangel so groß, daß man Schilf und Stroh in die Döfen und auf den Herd trägt. Beiläufig bemerke ich, daß gerade in diesen Gegenden sowohl Braunkohle als Stechtorf in trefflicher Qualität und reichen Lagern vorhanden sind, daß aber nur wenige Menschen die Eigenschaften dieser Stoffe kennen und der Pole dieselben fast ganz unbenutzt läßt. Die Hütten der Landleute stehen oft unmittelbar auf den Braunkohlenlagern, und doch sammeln sie den Sommer hindurch ängstlich die dürren Halme der Sümpfe, um sich durch dürstige Flämmchen zur Winterzeit vor dem Frost zu schützen. Auch dort gilt das polnische Sprichwort: „Der Bauer sucht ein Pferd, um zu reiten, und sieht nicht, daß er darauf sitzt.“

Das sogenannte Kleinpolen auf der linken Weichselseite ist an Waldungen sehr reich, und an vielen Orten wird das Holz zu einem lächerlich niedrigen Preise gekauft, ja in einigen Gegenden hat es noch gar keinen Preis. Diese Waldungen aber sind kein Urwald mehr, zeigen einige Spuren von Forstkultur, sind lichter und ohne undurchdringliches Gestrüpp, denn sie stehen größtentheils auf leichtem, trockenem Boden und enthalten daher viel Nadelholz mit Laubholz vermischt, und Nadelholz hindert bekanntlich das allzu üppige Wuchern des Laubholzes. Nur im krakauer Gubernium, wo die Gebirge ihre Schlünde und Klüfte in das Land strecken, werden die Wälder düster und unheimlich.

Die Waldungen jenseit der Weichsel aber sind es, welche den Ruf der polnischen Wälder begründet haben. Dieser Theil von Polen ist ein Waldland, die Wälder hängen hier oft so massenhaft an einander, daß die Dörfer mit ihren Feldflächen wie seltene Oasen erscheinen. In vielen Gegenden, besonders in Podlachien, sind die Waldungen auf weiten Strecken fast undurchdringlich. Dichtes Unterholz, ein zackiges, grauenhaftes Gestrüpp und eine endlose Einförmigkeit erschrecken den Wanderer. Da ist von einer Forstkultur nichts zu sehen, von Sturm und Alter niedergeworfen liegen wohl mehr Stämme am Erdboden, als aufrecht stehen. Zwischen den liegenden, zum Theil schon verfaulten, zum Theil noch frischen Holzmassen wuchert das üppigste Buschwerk empor. Der Wald gleicht einem Berhaue, an dem die Natur seit Jahrhunderten mit mehr Geschick gearbeitet hat, als die geübtesten Pioniere im Stande wären. Ueber den modernden Baumstämmen erheben riesige Farrenkräuter ihre grünen Fächer, und ungeheure Pilze spreizen sich auf den Stätten der Verwesung. Ein betäubender Qualm aus Moder und Waldgeruch und Wasserdampf zusammengeballt liegt unter den Baumgipfeln, und wo ein spärlicher Sonnenstrahl hineindringt, vermehrt er nur den Dunst und das Grauen der finstern Wildniß. Der sumpfige Grund vollends macht das Durchschreiten der Wälder zu einem Bagstück, wenigstens ist es sehr mühselig, die zusammenhängenden Erdhöhen zu verfolgen. Oft ist das ganz unmöglich, und man steht sich von dem Ziele, auf das man losarbeitet, durch die Sümpfe völlig abgeschnitten, so daß man sich entschließen muß, die nicht minder beschwerliche Rückkehr anzutreten, und in anderer Richtung einen Weg zu suchen. Zum großen Theil ist der Boden fortdauernd sumpfig, auf manchen Stellen trocknet er in der heißen Jahreszeit aus und zeigt dann eine sehr leichte, poröse Pflanzenerde, welche durch die Wasser, von denen sie den größten Theil des Jahres durchdrungen wird, mit Salpeter- und Schwefeltheilen reich geschwängert ist, und als köstliches Düngmittel für den Feldbau verwendet werden könnte. Für die Landwirthschaft enthalten diese reichen Humuslager der Wälder einen wahren Schatz, der während der Winterkälte sehr leicht gehoben werden könnte — wenn Wege gebahnt würden.

Stellenweise sind die Sümpfe weite Lagunen, ganz mit Schilf erfüllt, wimmelnd von Wasservögeln und Ungeziefer. Wo das Wasser eine freie Fläche bildet, ist es mit einem dicken Filz von kleinen schwimmenden Wasserpflanzen bedeckt, der an manchen Stellen Festigkeit genug besitzt, einem Menschenfuß nicht zu weichen. Zwischen dem Wieprzfluß, dem Bug und der neuen Straße von Terespol nach Warschau, einer Fläche von etwa 110 Quadratmeilen, stehen alle Wälder im Sumpfe und diese sind in der That grauenhaft. Unzählige Wasseradern und kleine Flüsschen durchschneiden sie, keines derselben aber rinnt in einem bestimmten Bette, sie schleichen in vielen Armen auf fast ebener Erde hin und wühlen sich nach jeder Ueberschwemmung im Frühjahr oder Herbst einen andern Weg. Jeder

dieser kleinen Flüsse verursacht aber von seiner Quelle bis zu seinem Ausflusse in den Bug auf Meilen Weite einen Strich Bruchland, indem er den Erdboden mit seinem Wasser durchdringt. Daher ist dieser ganze Theil Polens ein vollkommener Morast. Wälder und Wiesen stehen im Sumpfe, die Wege, welche durch diese ungesunde Wildniß gebahnt wurden, haben größtentheils auf Dämmen von aufgeschichtetem Reistgholz angelegt werden müssen. Die wenigen Dörfer, welche auf den höheren Punkten stehen, besitzen zum Theil gar kein Land, welches zum Getreidebau verwendet werden kann, zum Theil nicht so viel, als ihr Bedürfniß erfordert. Da die Leute nun kein Geld haben, um Getreide zu kaufen, so leben sie von Pilzen, Holzäpfeln, Holzbirnen, Schlehen und Milch. An Hutungen sind sie reich, die Hutungen aber sind Moräste, welche nichts weiter hervorbringen, als Schilf und Weidenlaub. Das Vieh ist an diese elende Nahrung gewöhnt, und gewährt das einzige Mittel, diese morastigen Flächen zu nützen. In der Viehzucht besteht daher auch die ganze Landwirthschaft, doch wird durch sie das Leben der Menschen gerade nur gefristet, und die Viehzucht behandelt man in noch roherer Weise, als in der Landwirthschaft des übrigen Polens. Von Zuchtordnung, von Rücksichten auf Gesundheit und auf Kräftigung des Viehstammes kann nicht die Rede sein. Es gewährt ein trauriges Schauspiel, wenn die Rindviehheerden sich in dem tiefen Moraste hin und her wälzen und um die mageren Schilfhalme und Weidenblätter wahrhaft abmartern. Vom April bis zum November befinden sich Rindvieh, Schweine, Pferde und selbst die wenigen Schafe, welche man in dieser Gegend hält, täglich von früh bis zum Abend weidend in dem Moraste. Man sieht von den Thieren oft nur den Oberkörper, die Füße befinden sich in unterirdischen Regionen. Sehr oft geschieht es, daß ein oder mehrere Stücke Vieh völlig versinken und umkommen. Ein solches Unglück aber hat keine große Bedeutung, da das Vieh erbärmlich niedrig im Preise steht, und damit auf Gelderwerb nicht speculirt werden kann. Denn kein polnischer Landwirth mag aus diesen Sumpfgenden Vieh kaufen, da dasselbe von sehr krüppelhafter Gestalt ist, sich nur schwer mästen läßt und wenig Milch gibt.

Die Versumpfung so großer Theile des polnischen Landes rührt zuerst von der zu geringen Abdachung des Bodens, und dann von der schmählichen Nachlässigkeit der Bodenbesitzer her. Ich habe Gegenden durchreist, in denen der Sumpf oder Bruch viele Quadratmeilen einnimmt und doch mit verhältnißmäßig geringer Mühe weggeschafft werden könnte, wenn man dem Flusse, der ihn hervorbringt, sein Bett regulirte oder erweiterte. Hier und da haben deutsche Colonisten bewiesen, wie leicht es ist, aus stinkenden Sümpfen das gesündeste, schönste Getreidefeld zu machen. Die Polen aber denken sehr selten an derartige Verbesserungen. Entweder hält sie die zweifelhafte Tugend der Genügsamkeit ab, oder die Pietät gegen das Besitzthum der Väter, die damit zufrieden waren,

Sumpf, Schilf und unzugängliche Wälder zu besitzen, oder deutsch gesagt, Unwissenheit und Faulheit.

In den Sumpftegenden bestehen die Waldungen fast nur aus Laubholz. Nur auf sandigen Erhöhungen ragt das Nadelholz empor. In den Tiefen breitet sich der wahre Urwald, und es gibt gewisse Theile, welche seit Jahrhunderten wohl nie eines Menschen Fuß betreten hat. Wie in den amerikanischen Urwäldern ist auch hier die Natur selbst die Consumentin dessen, was sie producirt hat, und Niemand zieht sonst einen Nutzen aus ihrer Schöpfung, außer etwa der Wolf und der Räuber, die beide der Finsterniß unter dem dichten Laube Dank wissen.

Für die Wölfe ist das Waldland dieses Theils von Polen die eigentliche Heimath, und obschon sich dieselben seit dem Jahre 1832, in welchem das famose Gewehrverbot eintrat, über ganz Polen ausgebreitet haben, so haufen sie doch nirgend so massenweise als hier. Man begegnet Heerden von fünfzig und mehr Stücken. Ihr Benehmen ist hier selbst für Wölfe höchst trozig und unverschämt, sie fühlen sich behaglich und zu Hause. Freilich während der milden Jahreszeit zeigen sie keinen leidenschaftlichen Hang zur Menschenfresserei. Es dürfte im Sommer wohl nie vorgekommen sein, daß ein Wolf einen erwachsenen Menschen angefallen hätte, dagegen werden nur zu häufig Kinder zerrissen, und man hat beobachtet, daß die Art der Bekleidung großen Einfluß auf die Stimmung der Wölfe hat. Während meines vierjährigen Aufenthalts auf dem offenen Lande in Polen kam es in meiner Gegend fünfmal vor, daß ein Kind dem Rachen der Wölfe zu Theil wurde, aber jedesmal war das Kind nackt oder beinahe nackt gewesen. Viele Bauern kleiden ihre Kinder nur in ein kurzes Hemdchen, welches kaum Brust und Leib bedeckt, oder lassen sie ganz unbedeckt gehen; die Wölfe sind grausame Richter dieses Mangels an Sitte.

Unter den polnischen Landbewohnern herrscht der feste Glaube, man dürfe vor den Wölfen, wo man sie auch treffe, nie zurückweichen, sollte man ihre Schaar auch gewaltsam durchbrechen müssen. Zu diesem Neusehsten würde es nur bei strenger Winterkälte kommen, wo der Hunger ihnen die Achtung vor der Majestät des Menschen und seinem Knittel nimmt. Im Sommer weichen sie, wenn auch mit einer gewissen verachtungsvollen Lässigkeit, aus. Immer aber ist es gefährlich, ihnen zu kühn Troß zu bieten. Mit einzelnen dürfte man wohl fertig werden, wenn man nicht ganz unbewaffnet ist; allein man findet sie fast immer in hellen Haufen beisammen, so daß man auf einen Angriff von verschiedenen Seiten gefaßt sein muß. Zudem ist die Erscheinung dieser Bestien zur Winterzeit der Art, daß sie wohl einen beherzten Mann entmuthigen kann. Gewöhnlich begegnet man ihnen auf finsternen, engen Waldwegen. Einen steht man in der Mitte des Weges stehen, wie einen Wächter, von den anderen steht man zu beiden Seiten nur die Köpfe, welche sich aus dem Gebüsch hervorrecken. So sperren sie dem Ankommenden förmlich den Weg ab. Und in dem Blicke liegt

etwas so Tückisches, Mordsüchtiges, ich möchte sagen, teuflisch Verbrecherisches, daß man unwillkürlich von einer Scheu gefaßt wird; und mit diesem Blick starren sie die erwartete Beute unverrückt an. Sieht der Wanderer zwanzig Wolfsköpfe aus dem Gebüsch hervorgucken, so sind auch gewiß die vierzig rothfunkelnden Augen dieser Köpfe so starr und böswillig, wie die Mündungen von einem Duzend feindlicher Flintenläufe, auf ihn gerichtet.

Ein alter Zimmermann aus Petrikau, der seines Brotes halber täglich Morgens und Abends den Waldweg zwischen Bialobrzegi nach Zajonna zu gehen hatte, war in der Gegend wegen seiner Abenteuer mit Wölfen und seiner Ruhe berühmt. Er selbst versicherte, unzählige Male auf Haufen von Wölfen gestoßen, aber nie von den Gegnern zu einem Kampfe gezwungen worden zu sein. „Sobald ich sah,“ erzählte der Mann, „daß mir die Canaillen den Weg abgeschnitten hatten, nahm ich meinen ansehnlichen Knüttel fest in die rechte Hand, die Art aber aus dem Gürtel und unter den linken Arm, und nun schritt ich scharf darauf los und stierte die Bestien so fest und verwegen an, wie immer möglich. Bis auf eine Nähe von zwanzig bis dreißig Schritten pflügten sie ihre Stellung nicht zu verändern und sich nicht zu rühren, als ob sie felsensfest in ihrem Entschlusse wären. Allein ich trat allemal ohne Furcht drauf los, und nun begannen sie böse und unruhig zu werden, duckten die Köpfe tiefer, borsteten die Haare empor, krümmten die Rücken etwas, zogen die Schwänze krampfzig unter den Leib, knurrten oder winselten und gaben mehrere derartige Zeichen der Wuth von sich; zugleich wurden sie aber auch wankend in ihrer Stellung und trippelten mit den Beinen, und wenn ich nun ganz dicht herankam, so fanden sie für anständig, sich einige Schritte zur Seite zu ziehen. Sind sie der Art aus dem Wege gedrängt, so hat man zuversichtlich die Gefahr überwunden und die Thiere entmuthigt; doch ist es noch immer nöthig, vorsichtig zu sein. Die beste Vorsicht aber ist, sobald man das Rudel durchbrochen, sich gleich umzuwenden und rückwärts zu gehen, dabei aber die Teufelsbrut fest im Auge zu behalten, bis man ihr völlig aus dem Gesicht gekommen ist. Bisweilen erlauben sich die Thiere, dem Wanderer zu folgen. Sie gehen dann in zwei zerstreuten Haufen zu beiden Seiten des Wegs, eilen dem Menschen aber nie voraus, sondern folgen ihm nur und halten mit ihm gleichen Schritt. Stachelt sie der Hunger, so versucht wohl bald hier bald dort Einer hervorzubrechen, und es kostet Mühe, sie in Respect zu erhalten. Wird man so verfolgt, so kommt es darauf an, sie nur so lange von sich abzuhalten, bis man eine lichte Stelle im Walde oder einen offenen Platz erreicht. Wo die Finsterniß des Dickichts endet, pflegt auch ihr Muth aufzuhören. Bei der Retirade darf man es nicht wagen, anders als rückwärts zu gehen, und zwar so langsam, als möglich. Ist die Wanderung lang und mühselig, so bleibt man bisweilen stehen. Die Wölfe pflegen dann auch stehen zu bleiben, oder sich wenigstens nur auf ihrer Stelle zu rühren. Jeder von

ihnen drückt sich dann gewöhnlich unter ein Büschchen und umgeht dies, sich gegen dasselbe stemmend und reibend, fortwährend im Kreise, wobei er knurrt und leise winselt, auch wohl vor Wuth in die Ruthen beißt. Die Grimassen, welche die Bestien bei einer solchen Gelegenheit schneiden, sind mehr possierlich und verächtlich, als schrecklich. Jede Krümmung des Weges, welche Einen für einige Augenblicke den verfolgenden Menschenfressern entzieht, muß man dazu benutzen, durch Vergrößerung der Schritte die Entfernung zu vergrößern. Hat man den Saum des Waldes erreicht, so ist man der Gefahr entgangen, wenigstens folgen sie einem bei heller Tageszeit nicht in die offene Gegend."

Weit gefährlicher ist es, in langen und strengen Wintern zu Pferde auf einen Haufen von Wölfen zu stoßen. Ist man nicht allzu entfernt von einer Ortschaft, so thut man wohl, zu flüchten. Die Kunstgriffe, deren man sich als Fußgänger bedient, sind zu Roß nicht ausführbar, und dazu reizt das Roß die Fressgier der Wölfe viel stärker als der Mensch, der ihnen zum Glück noch keine bekannte und gewöhnte Speise geworden ist. Packen sie das Pferd an, so ist gewöhnlich auch der Reiter verloren, und ist dieser bewaffnet und vertheidigt er sich gut, so hat er doch sicher den Verlust seines Thieres zu beklagen. So war es vor mehreren Jahren einem Postbeamten, welcher auf dem Umwege über das Städtchen Parczow von Blodawa nach Siedlee reiste, nicht einmal möglich, seinen Postillon und seine Schwester zu retten. Kaum hat er das Dorf Sosnowica verlassen und befindet sich in dem Bruchwald, der durch eine Menge von Teichen ziemlich durchbrochen und hell wird, als er sich von siebzehn bis zwanzig Wölfen verfolgt sieht. Da die Raubthiere ihm nicht entgegen, sondern nachkommen, so ist eine Rückkehr nach Sosnowica unmöglich. Es bleibt nichts übrig, als durch die Schnelligkeit der vier starken Pferde die Rettung zu suchen, welche nach russischer Manier neben einander gespannt den Schlitten ziehen. Allein die Wölfe sind schneller als die Pferde und haben die Flüchtlinge bald eingeholt. Anfangs suchen sie von hinten in den Schlitten zu dringen und die beiden darin befindlichen Personen zu fassen. Allein der Sprung in den Schlitten ist nicht leicht, und da dieser sich fortbewegt, so stürzen die verwegensten Angreifer hinter dem Schlitten zur Erde, die andern fallen über diese weg, und dadurch werden die Wölfe in der Verfolgung aufgehalten, so daß der arme Pawlawski zu entkommen hofft. Allein jetzt versuchen die Wölfe den Angriff von der Seite. Die Schußwaffe des Verfolgten bleibt ohne alle Wirkung, doch werden sie auf der rechten Seite durch einen alten schweren polnischen Pallasch mit Erfolg zurückgehalten, aber auf der linken Seite gelingt es einem, emporzukommen. Er packt die Schwester des Beamten in der Schulter, reißt ihr die linke Brust förmlich vom Körper ab und wird dann erst durch einen Säbelstich von dem Bruder der Unglücklichen getödtet. — Inzwischen haben einige Wölfe das Pferd auf der rechten Seite in der Weiche gepackt und richten es durch Bisse jämmerlich zu. Bald droht es zu stürzen. Der

Postillon reißt dem Beamten den Säbel aus den Händen, um die Stränge durchzuhauen und das halb zerrissene Pferd zurückzulassen. Dies, mag er glauben, werde die Wölfe befriedigen und die übrigen drei Pferde und Menschen retten. Aber das unglückliche Thier rennt noch, es bietet, von Schmerzen gemartert, alle seine Kräfte auf. Die Fahrt wird rasend schnell; der Postillon, mit Durchschlagen der Stränge beschäftigt und auf den Weg nicht achtend, wird von seinem schmalen Sitze geschleudert, eine Strecke geschleift und bleibt endlich überfahren und benunngslos den Wölfen zur Beute liegen. Man hat nie wieder etwas von ihm gesehen, auch seinen Körper nicht gefunden. — Ein Theil der Wölfe war bei den Körpern des Postillons und des Pferdes zurückgeblieben. Vier indeß begleiteten den Schlitten bis in das Dorf Uchnin, wo mehrere Bauern die von Furcht rasenden Pferde aufhielten, zwei Wölfe mit den Aexten niederschlugen und die letzten beiden zur Flucht nöthigten. Die Dame starb einige Wochen darauf in Warschau, wo sie geheilt werden sollte.

Ähnliche Ereignisse kommen zwischen der Weichsel und Lithauen, wo die wilden Sumpfwälder sich befinden, in jedem harten Winter vor. Die Thiere sind dort, auf ihre Menge trogend, so dreist, daß sie an hellem Tage in die Ortschaften, ja selbst in die Gehöfte, die freilich durch ihre elenden Barrieren nicht geschützt sind, dringen, und Hausthiere rauben oder was sie sonst finden. Selbst in den größern Städten scheuen sie sich nicht Besuche zu machen und in Siedlee holten sie einst mitten in der Stadt — allerdings bei Nachtzeit — einen Hund von der Kette weg. Daß sie in die Ställe einbrechen und schreckliche Verheerungen anrichten, ist gewöhnlich. Sie pflegen sich unter der Wand des Stalles durch die Erde zu wühlen, und leider gelingt dies nur zu leicht.

Denn die zu Wohnungen bestimmten Gebäude bestehen zwar aus dicken fichtenen Bohlen, die mit den scharfen Kanten gut auf einander gefügt und im Innern des Gebäudes mit Kalk verkleidet sind, die Wände der Ställe dagegen sind aus langen fichtenen Stangen gebaut, die mit ihren Enden in die Falze aufrecht stehender Säulen eingelassen sind. So gleichen die Ställe den Vogelbauern. Die dünnen Stämme lassen sich nach allen Seiten hin biegen und ver gönnen leicht den Eintritt. Die Wölfe aber machen nur zu gern von einer so freundlichen Nachgiebigkeit Gebrauch. Zwar bedient man sich der Vorsicht, diese Stangenwände durch angelegte Mistmassen für die Winterzeit massiv zu machen, doch ist der leichte Mist nicht das beste Material, Polens dummdreiste Wölfe abzuhalten.

Bisweilen gelingt es, die Räuber bei dem Raube zu fangen, doch wird dies selten geschehen, ehe sie Unheil angerichtet haben. In Komza, dem Dorfe eines Herrn v. Patritowski, brachen gerade in der Nacht, welche ich auf dem Gute verweilte, fünf Wölfe durch die schlechte Wand eines Stalles, in dem sich über dreihundert Stück Schafe befanden. Der Lärm, welcher in dem

Stalle entstand, weckte einen Ochsenknecht, der im nächsten Stalle schlief, und dieser fand augenblicklich die Stelle, wo die Wölfe eingebrochen waren. Er verstopfte die Deffnung unverweilt von Außen und machte Meldung. Sogleich bewaffnete man sich mit Schlingen, Knütteln und Bretern, welche als Schilde benutzt werden sollten, und drang mit Laternen in den Stall ein. Durch das Licht geblendet, stürzten Schafe und Wölfe dermaßen durcheinander, daß die Hälfte der Männer, zu denen auch der Bestzer und ich gehörten, niedergewunden wurden, und Wölfe und Schafe traten auf einige Augenblicke in tollem Knäuel jämmerlich auf dem Correspondenten der Grenzboten herum. Die Augenblicke waren nichts-würdig, obgleich ich auf das Mitgefühl der Leser keine Ansprüche machen will. Endlich hatte sich Alles ausgerafft und orientirt. Der Hausherr commandirte und nun drängte man drei Wölfe mit den breternen Schilden hinter einen Kasten, und warf ihnen Schlingen über; ein vierter, der sich nicht in diese Presse bringen ließ, wurde mit Knütteln niedergeschlagen, der fünfte aber war verschwunden, er hatte sich irgendwo durch die Wand des Stalls gedrängt. Jetzt erst wurde untersucht, welchen Schaden die Räuber angerichtet hatten, und man zählte über vierzig erwürgte, erstickte und zum Theil zerrissene Schafe. Der polnische Gutsherr nahm an den drei gefangenen Bestien eine wilde Rache, er hieb ihnen die Vorderpfoten und Schwänze ab, und ließ sie dann laufen, was sie natürlich nicht konnten; sie wurden sogleich von seinen Windhunden zerrissen.

Im Sommer, wo die Wölfe den Menschen am wenigsten gefährlich sind, sind sie es doch den Thieren am meisten, weil diese auf der Weide leben. Die Weide aber ist in Polen meistens im Walde, und das ist den Wölfen behaglich. Ochsen, Kühe und Pferde, die sie nicht sogleich niederreißen oder forttragen können, begleiten sie auf der Flucht, indem sie ihnen Stücken Fleisch aus den Weichen und dem Leib reißen. Das Thier rennt oft, wenn es schon seine Eingeweide hinter sich herschleppt, noch Stunden weit, bis es endlich vom Blutverlust und Schmerz entkräftet niedersinkt, um verspeist zu werden. Bisweilen kommt es vor, daß Ochsen, statt zu flüchten, sich zur Wehr setzen und vertheidigen. Das ist ein aufregender Anblick. Geschieht dies nicht im Walde, sondern nah am Walde in offener Gegend, so pflegen sich die Wölfe schon nach den ersten vergeblichen Angriffen eilend in das Gebüsch zurückzuziehen; wie sie sich denn auf einen ehrlichen Kampf überhaupt nur ungern einlassen.

Ein schönes Schauspiel aber gewähren die Pferde, welche sich in einem Pferch befinden, wenn sie Wölfe in der Nähe entdecken. Dann braust plötzlich die ganze Heerde wild durch einander; ungeheures Schnauben und Wiehern; manche Thiere fliegen in grotesken, wilden Sprüngen in der Runde, fortwährend mit den Hinterhufen in die Luft feuernd, andere bilden, die Köpfe zusammensteckend einen Kreis und schlagen ohne Aufhören wüthend nach hinten aus, noch andere fliegen dem Orte zu, wo sich die Wölfe sehen ließen, strecken Kopf

und Schweif empor, blasen die Mästern auf, schnauben und stampfen mit den Füßen, fliegen pfeilschnell nach der Heerde zurück und dann wieder derselben Stelle zu. Bei solcher Gelegenheit zeigt sich das Roß in seiner ganzen Schönheit. Aber trotz dem Muth, der ihm eigen ist, sobald es sich frei und ohne Zügel fühlt, besteht es doch den Kampf mit den Wölfen nicht siegreich, wenn es vereinzelt angefallen wird. Dagegen wagen aber auch einzelne Wölfe nicht, ein Roß anzufallen. Ueberhaupt fehlt ihnen, wenn sie sich nicht in Mehrzahl befinden, der Muth zu Angriff und Raub sehr. Oft habe ich einen Wolf in der Nähe von Schaf- und Rinderheerden gesehen, ohne daß er von seiner Raublust etwas merken ließ, außer daß er nichtswürdige Blicke schoß.

Der Schaden, welcher durch diese Ureinwohner der polnischen Waldungen angerichtet wird, ist ungeheuer und die Erträge des Bodens werden dadurch wesentlich verringert, wengleich das Vieh in großer Zahl vorhanden ist und so niedrig im Preise steht, daß dieser uns Deutschen unglaublich erscheint. Denn man kauft in dem östlichen Polen für 3 bis 4 Ducaten ein nicht schlechtes Pferd, für 12 Ducaten einen prächtigen Zugochsen, für 5 Thaler ein ausgemästetes anderthalbjähriges Schwein, für 8 bis 12 deutsche Groschen ein vier Wochen altes Kalb, für 6 Groschen ein Ferkel, für 8 Groschen eine Gans; gegenwärtig freilich sind durch die Truppenlast, welche auf Polen liegt, und aus andern zufälligen Gründen die Preise der Zuchtthiere etwas höher. Das Ueberhandnehmen der Wölfe seit 1832 würde sich durch bekannte statistische Angaben des Schadens, den sie jährlich angerichtet, sehr deutlich machen lassen, wenn ich nicht fürchtete, die Leser zu langweilen. Ohne Uebertreibung darf man sagen, daß sich ihre Zahl verdreifacht hat. Der Statthalter Paszkiewicz gibt zu Haltung von Gewehren etwa 300 Erlaubnißkarten aus. Welche Wirkung können aber 300 Flinten auf so vielen Quadratmeilen bei so dichten und wilden Waldungen hervorbringen, zumal sich doch die meisten Gewehre in den Händen vornehmer Herren befinden, welche sie nur bisweilen zu ihrem Vergnügen benutzen. Sehr viele Grundbesitzer haben keine Gewehre, und die eins besitzenden, kommen niemals in ihre Wälder, wenigstens nicht in die, welche die rechte Heimath der Wölfe sind. Zudem weiß man in Polen von Treibjagden nichts und findet es viel ergöglicher, einen eingefangenen Fuchs durch Windhunde niederzulegen, als auf einen Wolf zu schießen.

Man hat es in Polen versucht, Wind- und Jagdhunde auf die Wolfshaut abzurichten, allein ohne Erfolg. Eine ausgestopfte Wolfshaut, auf die man die Hunde abrichtet, packen sie allerdings muthig mit ihren Zähnen; allein sobald sie merken, daß unter der Wolfshaut Leben ist, weichen sie furchtsam zurück. Undressirte Hunde verkriechen sich gleich beim ersten Anblick eines Wolfs, dressirte aber, welche sich koppelweise beisammen befinden, hören auf den Ruf des Hekenden, allein sie springen den Wolf nur bis auf 20—30 Schritte an; zu Leibe gehen sie ihm nie.

Der Wolf aber scheint dies Verhältniß genau zu kennen und läßt sich durch Hunde durchaus nicht beirren. Er geht gemächlich und in seinem kurzen Trabe weiter und wirft nur nach dieser oder jener Seite seinen tückischen Blick und fletscht dabei ein wenig die Zähne. Ich habe ein solches Schauspiel oft selbst veranstaltet. Die alte edle Race der großen Wolfshunde aber ist in Polen sehr selten, ich erinnere mich wenigstens nicht, ein solches Thier von reiner Race gesehen zu haben.

Man hat auch versucht, Wölfe zu zähmen, um sie zur Hege gegen Wölfe zu gebrauchen. Aber die meisten Versuche scheiterten schon bei der Zähmung, indem die eingekerkerten oder gefesselten Thiere so wenig fraßen, daß sie endlich bis aufs Gerippe abmagerten und starben. Bei eingefangenen alten Wölfen ist natürlich gar kein Erfolg möglich. Ich sah einen Wolf, der noch blind aus dem Nest genommen und — ich bitte, mir das Widerliche zu glauben — mit Menschenmilch, nämlich an der Brust eines Bauerweibes, aufgezogen worden war. Ehe sich jenes Bauerweib entschloß, der jungen Bestie ihre Brust zu schenken, hatte man den Versuch gemacht, ihn in das Nest einer Hündin zu schmuggeln, und diesen Versuch bei drei Hündinnen wiederholt. Allein jede bewies den größten Widerwillen gegen den kleinen blinden Fremdling, schleppte ihre Jungen an einen andern Ort und ließ das Wölfchen allein im Neste liegen. Aber trotz dieser niederträchtig zärtlichen Behandlung blieb das Thier scheu, war zur Vermischung mit Hunden durchaus nicht zu bewegen, für irgend eine Dressur ganz unbrauchbar, und war verschwunden, als es eines Tages zufällig den Weg in den Wald gefunden hatte.

Vielleicht noch reicher als an Wölfen sind die polnischen Wälder an Füchsen. Ihre Menge ist ungeheuer. In einzelnen Nächten erfüllen sie die Lüfte dergestalt mit ihrem Gebell, daß die Wälder den Teichen zu vergleichen sind, aus welchen unzählige Frösche ihre Concerte hervorquacken. Gewöhnlich mischt sich dann auch das Geheul der Wölfe in das Geschrei der Füchse, und der Lärm im Walde wird gräulich. Die Bauern pflegen derartige Waldgesänge übel zu deuten, gehen während derselben mit langen Stöcken in ihre Höfe, schlagen an jede Thür drei Mal, hängen dann ein Heiligenbild von außen an die Thür der Hütte, knien davor nieder, beten, und legen sich bis zu Aufgang der Sonne nicht zur Ruhe. Die Füchse findet man in den Wäldern immer nur zu zweien beisammen, aber alle Augenblicke treibt man eins ihrer schmucken Pärchen aus dem Gebüsch auf, sie fliehen über Hals und Kopf. — Mehr die Füchse als die Wölfe sind Schuld, daß es in Polen an Hasen und ähnlichem kleinen Wildpret fast ganz mangelt. Ein Hase erregt wegen seiner Seltenheit im Dorfe einen viel größern Aufstand, als ein Rudel von Wölfen. Kommt die Meldung, daß sich ein Hase gezeigt habe, so eilen augenblicklich alle Bauern mit Stöcken nach dem Edelhof. Der Edelmann läßt sie eilig den Wald und die Gebüsche besetzen und absperren, die Hunde werden gekoppelt, alles, was Waidmannsrecht hat, wirft sich auf's Pferd, und nun geht es

hinaus, als ob ein Land erobert oder ein Elephant erlegt werden sollte. Wenn man den polnischen Edelenten erzählt, daß bei einem Treibjagen in Deutschland von einem halben Hundert Jäger an 1000 Hasen geschossen werden konnten, so mangelt ihnen der Glaube eben so sehr, als den Deutschen, wenn man ihnen sagt, daß in einem einzigen polnischen Walde leicht über tausend Wölfe zu tödten wären.

Bei der ungeheuern Menge von Raubthieren kommt auch das Hochwild nicht auf. Hirsche führt man im Lande als eine Sehenswürdigkeit umher, Rehe kommen vor, aber noch seltener als Hasen; dagegen mangelt es nicht an wilden Schweinen; es scheint, daß diese sich gegen die Wölfe tapfer zu behaupten wissen.

In den polnischen Wäldern, welche mit den lithauischen in Verbindung stehen und die wildesten des Landes sind, sind in neuerer Zeit auch Bären bemerkt worden, welche sich seit vielen Jahren in Polen nicht hatten sehen lassen. Einer wagte sich im Jahre 1842 sogar bis in die Gegend von Pulawy und setzte dort eine Bauerngemeinde, welche nach der Kirche zog, dergestalt in Schrecken, daß einige Männer und Frauen in die Weichsel sprangen. Die Leute hielten den schwarzen Waldbewohner für den Teufel und das Jammergeschrei, welches sehr bald durch die Dörfer des halben Königreichs drang, veranlaßte die wackeren Mönche des Klosters Czenstochau, die Zeit der Wallfahrt zu ihrem Wunder wirkenden Marienbilde auf einige Wochen früher anzusetzen und durch ihre Amtsbrüder dringend zu der Wallfahrt aufzufordern, mit Berufung darauf, daß der Teufel sich leibhaftig bei Pulawy, „ja auch an verschiedenen andern Orten gezeigt habe.“

Zum Unglück für die frommen Mönche von Czenstochau kommt es zu selten vor, daß Bären gesehen und für Teufel gehalten werden. Sie sind nur arme Verirrte und wagen sich nicht leicht aus den wildesten Theilen des Waldes hervor. Ein Förster bei Horodlo fand zwei beisammen, und unsern Sawin wurde ein Kind von einem Bären angefallen. Derselbe zerbiß dem Kinde den Arm, warf sich zum Glück aber dann sogleich auf ein Stück Vieh. Allein dies sind, wie gesagt, seltene Fälle; sie können häufig werden, wenn die Vernachlässigung der Wälder und der Jagd so fortdauert, wie in den letzten Jahrzehnten.

Wölfe, Füchse und Bären sind jedoch keineswegs die einzigen Bewohner der polnischen Waldwildnisse. Man findet auch andere Geschöpfe darin, die zwar jenen Thieren nicht an Farbe und Gestalt, aber in mancher Gewohnheit gleichen, und wohl noch mehr zu fürchten sind. Davon ein anderes Mal.